

Vorwort

Warum ist etwas, das wir tun, richtig oder falsch? Warum sollten wir eine uns vertraute Praxis plötzlich durch eine andere ersetzen? Und warum sollten wir mit einem Mal damit anfangen, unsere bislang gewohnten Sichtweisen und von uns gebrauchten Begriffe womöglich neu zu überdenken?

Die Entwicklung person-zentrierter Ansätze für den Umgang mit Menschen mit Demenz hat auch hierzulande eine kritische Reflexion und Bestandsaufnahme der bestehenden Praxis und Pflegekultur eingeleitet. Das von Kitwood beschriebene Modell hat dabei nicht zuletzt unsere Wahrnehmung der Demenz zu verändern begonnen. Liegt der eigentliche Schritt hin zu einer tatsächlich individuell und bedürfnisorientiert gestalteten Alltagsbegleitung und Pflege in der Arbeit mit Menschen mit Demenz vielleicht trotzdem erst noch vor uns?

Wenn wir die Demenz nicht mehr primär unter dem Gesichtspunkt von Krankheit und Fähigkeitsverlusten zu begreifen versuchen, sondern erst einmal als »Lebensweise« von Menschen betrachten, ändert sich dadurch nicht allein unsere eigene Perspektive.

Gleichmaßen wird die Frage nach einer weniger an Defiziten als vielmehr an Möglichkeiten einer an Interaktion und Begegnung orientierten Identität und Alltagsnormalität von Menschen mit Demenz aufgeworfen. Eine Frage, die auch uns dazu führt, unsere bislang als sicher geglaubten Annahmen über die Demenz noch einmal zu überprüfen. Manches von dem, was wir bislang als kennzeichnend für die Eigenschaften und das situative Verhalten von Menschen mit Demenz zu betrachten gewohnt waren, wird sich dabei womöglich als fraglich erweisen.

Anderes – von uns selber als typisches und als charakteristisches Merkmal eines dementiellen Verlaufs Angesehenes – könnte sich bei

eingehender Betrachtung eher als Ausdruck einer allgemein menschlichen Problematik erweisen, die uns letztendlich auf Bedürfnisse verweist, die sich nur in der Form ihrer Äußerung von den unseren unterscheiden.

Gleiches gilt für die grundlegenden Bedingungen unserer wechselseitigen Interaktion und Begegnung. So mag einiges von dem, was wir in der Arbeit mit Menschen mit Demenz als von uns unterscheidend und kennzeichnend wahrnehmen, sehr viel mehr Ausdruck des Gemeinsamen sein als des Trennenden.

Nicht nur Menschen mit Demenz leben in ihrer »eigenen Realität« und Wahrnehmungswelt, auch wir selbst tun es. Nicht nur sie suchen in ihrem Alltag nach Orientierung und nach Selbstvergewisserung und Identität. Nicht nur wir allein haben ein Bedürfnis nach Selbstbestimmung und danach innerhalb des sozialen Raumes, in dem wir uns bewegen, so sein zu können, wie wir sind.

Wenn wir über die Veränderung der bestehenden Praxis unseres Umgangs und Zusammenlebens mit Menschen mit Demenz sprechen wollen, geht es einerseits um die Frage einer anderen, weniger an den Defiziten und Verlusten orientierten Wahrnehmung und Herangehensweise und andererseits, um die damit verbundene Problematik einer möglichen sozialen Teilhabe und gesellschaftlichen Inklusion. Zugleich kommen wir nicht umhin, dabei auch über strukturelle Voraussetzungen und die notwendigen Rahmenbedingungen für einen tatsächlichen Paradigmenwechsel in der Arbeit mit Menschen mit Demenz zu sprechen.

Der soziale Raum unserer Interaktion und Begegnung ist immer auch ein gesellschaftlicher Raum. Die Veränderung einer bestehenden Pflegekultur hin zu einer individuelleren und bedürfnisorientierteren Wahrnehmung und Praxis kann nicht ohne eine Verbesserung der gegebenen Arbeitsbedingungen von Pflegenden und Betreuenden erreicht werden.

Sie bedarf jedoch gleichzeitig der konkreten Vision einer anderen Form der Begleitung und Pflege von Menschen mit Demenz in ihrem Alltag als dies bislang vielerorts noch der Fall ist.

Eine kritische Betrachtung unserer gegenwärtigen Pflegelandschaft muss dabei ernstzunehmende Zweifel an der Wirksamkeit und der

praktischen Relevanz der von Einrichtungen und Trägern für die eigene Arbeit selbst entwickelten Leitvorstellungen wecken.

Allzu oft, scheint es, klaffen Anspruch und Wirklichkeit, ein nach außen hin dargestelltes Selbstbild der Einrichtungsträger und die tatsächlich zu beobachtende Realität in den Pflegeeinrichtungen auseinander.

Ich erinnere mich noch, wie ich während meiner Ausbildungszeit in einem Pflegeheim von der dortigen Pflegedienstleitung gefragt worden war, inwieweit mir der Inhalt des Pflegeleitbilds der Einrichtung bekannt sei. Ich selbst war erst den zweiten Tag dort gewesen und hatte noch keine Zeit gefunden, mich mit dem Einrichtungsleitbild vertraut zu machen, wollte mir aber im Gespräch gegenüber dem Vorgesetzten keine Blöße geben. So begann ich zu improvisieren. Ich erzählte von Individualität und von Wertschätzung. Und davon, dass der pflegebedürftige Mensch und Bewohner stets im Zentrum stehe. Schließlich nickte der Pflegedienstleiter, allem Anschein nach mit der Antwort zufrieden, und ging weiter. Als ich später am Tag dann den Inhalt des Pflegeleitbilds der Einrichtung nachzulesen begann, fand ich, fast im gleichen Wortlaut gehalten, die von mir genannten Sätze darin wieder.

Die Beliebbarkeit und die Austauschbarkeit solcher Leitbilder, wie im gerade genannten Beispiel veranschaulicht, geben Hinweis auf eine mancherorts von ihren eigenen Leitvorstellungen längst entkoppelte Wirklichkeit in der Pflege und Alltagsbegleitung von Menschen.

Die in pflegerischen Konzepten gern hervorgehobene Wichtigkeit der Gewährleistung einer »verlässlichen Tagesstruktur« bedeutet in der Realität vieler Pflegeeinrichtungen nach wie vor häufig eine Anpassung des Lebensalltags von Menschen mit Demenz an die eigenen stationären Abläufe.

So bestimmen oftmals weiterhin rein funktionale Aspekte und strukturelle Vorgaben der Einrichtungsträger über Tagesablauf und Alltagsnormalität in den Einrichtungen, nicht aber die Bedürfnisse und die Lebensgewohnheiten der dort lebenden Menschen.



Der begegnungsorientierte Ansatz für die Arbeit mit Menschen mit Demenz wurde aus der pflegerischen Praxis innerhalb eines geschlossenen gerontopsychiatrischen Settings heraus entwickelt. Ausgangs-

punkt war dabei der Versuch, neue Wege im Umgang mit »verken-
nenden Situationen« und mit sogenannten »herausfordernden« Ver-
haltensweisen von Menschen mit Demenz zu gehen.

Lag die primäre Zielsetzung zunächst ursprünglich darin, eskalie-
renden Situationsentwicklungen vorzubeugen, und dabei den bishe-
rigen Einsatz von Psychopharmaka zur »Verhaltensmodulation« und
»Einbindung« einzuschränken und nach Möglichkeit vielleicht ganz
einzustellen, entstand nach und nach aus der reflektierten Erfahrung
heraus ein ganzheitliches Modell für die Arbeit von Pflegenden und
Betreuenden.

In Momenten, in denen wir in der Interaktion und Begegnung mit
Menschen mit Demenz selbst an eigene Grenzen geraten, oder in denen
Andere uns gegenüber Grenzen zu überschreiten beginnen, fangen wir
damit an, unsere eigenen Handlungsmöglichkeiten kritisch zu reflektie-
ren und im Zuge dessen vielleicht auch unsere eigenen Leitvorstellun-
gen wieder in Frage zu stellen.

In Gesprächen mit Pflegenden wurden mir häufig solche Grenzsitu-
ationen genannt, oft zugleich mit der Frage verbunden, wie ich selbst im
einen oder anderen Fall handeln würde oder gehandelt hätte.

Dabei war es mitunter schwierig, sich anhand der jeweiligen Schilde-
rungen und Beschreibungen eines situativen Verlaufs und bestimmten
Verhaltens darin selbst ein »objektives«, den tatsächlichen Zusammen-
hängen gerecht werdendes Bild des Geschehenen zu machen.

Nicht selten aber schien es, insbesondere im Verlaufe von Interaktio-
nen, in denen es zu abwehrenden und gewaltsamen Verhaltensäu-
ßerungen von Menschen mit Demenz gegenüber den Pflegenden und
Betreuenden gekommen war, zu einer wechselseitigen Verkennung der
Situation und der jeweiligen Bedürfnisse und Begegnungsangebote des
Anderen gekommen zu sein.

Wenn wir selbst gewohnt sind, ein verkennendes Verhalten in der In-
teraktion als bestimmtes für das »Krankheitsbild« symptomatisches Ver-
haltensmerkmal von Menschen mit Demenz zu betrachten und in die-
sem Zug die Verkennung der Situation ausschließlich auf der Seite
unseres Gegenübers wahrzunehmen, wird uns häufig kaum bewusst, wel-

chen Anteil unser eigenes Handeln an der Entstehung einer negativen und in ihrem Verlauf eskalierenden Situationsentwicklung haben kann.

Ein Buch über die Interaktion und Arbeit mit Menschen mit Demenz kann in diesem Zusammenhang nicht für jede denkbare situative Entwicklung ein mögliches schon vorab angelegtes Handlungsschema entwerfen.

Ein begegnungsorientierter interaktiver Ansatz wird die »Antworten« auf bestimmte situative Reaktionen und Begegnungsangebote unseres Gegenübers vielmehr in der Interaktion und Begegnung mit dem Anderen selbst suchen. Es geht womöglich weitaus weniger, als wir früher geglaubt haben, darum, einzelne Verhaltensregeln im Umgang mit Menschen mit Demenz zu erlernen und uns selbst in der Interaktion an bestimmten Techniken und Methoden zu orientieren. Viel entscheidender ist vielleicht, die Bedürfnisse und Mitteilungen unseres Gegenübers in der Begegnung wahrzunehmen und im gleichen Zug in den eigenen Handlungen und Begegnungsangeboten authentisch und dabei für den Anderen »lesbar« zu sein.

Die Veränderung unserer gegenwärtigen Pflegekultur kann nicht ohne eine Veränderung unserer Sprache erfolgen. Dies betrifft nicht allein unsere direkte sprachliche Kommunikation mit Menschen mit Demenz und die darin zum Ausdruck kommende Haltung in der Interaktion und Begegnung selbst, sondern ebenso auch die Art und Weise, in der wir über Demenz sprechen.

Die Einführung neuer Begriffe in den aktuellen Diskurs und die laufende Praxis sollte an diesem Punkt nicht zum Selbstzweck werden, oder vorrangig einer möglichen Abgrenzung gegenüber anderen schon bestehenden Ansätzen und Modellen für die Arbeit mit Menschen mit Demenz dienen, indem andere Worte gebraucht werden. Es geht nicht darum, gleiche Dinge anders zu benennen, sondern vielmehr darum, eine Sprache zu finden, die das Neue ermöglicht.

Dafür ist es erforderlich, dass wir uns nicht allein von den früheren defizitorientierten Wahrnehmungsmustern der Demenz loszulösen versuchen, sondern ebenso auch von einer damit einhergehenden negativen oder mystifizierenden Metaphorik, nach der Menschen mit Demenz »nur noch in ihrer eigenen Welt leben«, und dabei im Vergangenen oder Nebelhaften »versunken« sind.

Menschen mit Demenz leben nicht in ihrer Vergangenheit, sondern in der Gegenwart, jetzt. Auch wenn diese Gegenwart manchmal von lebenden Erinnerungen durchdrungen sein mag, ist es dennoch der gleiche Moment, in dem wir uns begegnen.

Dieses Buch möchte Pflegende und Betreuende dazu ermutigen, in der Alltagsbegleitung und Pflege von Menschen mit Demenz Neues auszuprobieren und mitunter auch andere Wege zu gehen, als die bislang gewohnten.

Es soll neugierig darauf machen, Möglichkeiten der Interaktion und Begegnung auch dort auszuloten, wo eine Kommunikation mit Worten nur noch eingeschränkt oder gar nicht mehr möglich ist und es notwendig wird, aus der Sprachlosigkeit heraus gemeinsam mit dem Anderen eine andere Sprache zu finden.